

25. Erzählwettbewerb an der Julius-Springer-Schule

3. Preis: Nikolina Serdar-Kissel für die Kurzgeschichte „Warten“

Seit einem Jahr sitze ich nun jeden Tag hier und warte. Worauf genau, versuche ich noch herauszufinden. Auf das Leben, vielleicht. Ob ich es wirklich erkennen würde, wenn es eines Tages vorbeikäme und mir die Hand reichte, weiß ich nicht. Möglicherweise würde ich es nicht ernst nehmen oder es wieder für einen Trick des Schicksals halten, das bislang nicht allzu gut auf mich zu sprechen war. Falls es so etwas wie ein Schicksal überhaupt gibt. Mit jedem Tag glaube ich ein bisschen weniger daran. Nicht, dass ich daran glauben könnte, dass jeder sein Leben selbst bestimmt, auch wenn viele Menschen das behaupten. Vielleicht glaube ich aber auch nur nicht daran, weil ich mir meine Situation dann selbst zuschreiben müsste und dann noch einen Grund mehr hätte, die Person, die ich geworden bin, genauso zu verachten wie alle anderen es tun. Ich weiß es nicht, diese Art von Fragen sind letztendlich zu schwer, als dass ich sie beantworten könnte. Wäre ich schlauer, gebildeter, könnte ich mir möglicherweise einen Reim auf all das hier machen, aber wäre ich schlauer, gebildeter, säße ich vielleicht nicht hier, lebte ich womöglich ein normales Leben, mit einer Arbeit, in einer Wohnung und vielleicht sogar einem Freund. Nichts von dem ist mir vergönnt. Oder ich habe es nicht geschafft, je nachdem, an was man lieber glaubt. Was mir jetzt bleibt, ist, jeden Tag hierher zu kommen, mich an meinen üblichen Platz zu setzen, den vorbeilaufenden Menschen bei ihren alltäglichen Beschäftigungen zuzusehen und mich zu fragen, was sie wohl so machen, wie ihr Leben aussieht, was für Menschen sie sind und was ihr Geheimnis ist, das sie zu funktionierenden Mitgliedern dieser Gesellschaft macht. Mitgliedern, die nicht von allen Umhergehenden naserümpfend angesehen werden, weil sie mit ihrem Becher am Straßenrand sitzen und sich über jeden Euro freuen, den man ihnen zukommen lässt. Mitgliedern, die sich nicht täglich von wildfremden Menschen anhören müssen, sie seien wohl „zu blöd, um Hartz IV zu beantragen“.

Zu blöd? Ich weiß es nicht. Früher einmal habe ich tatsächlich Sozialleistungen erhalten. Als die Mieten aber immer höher wurden und die Sozialwohnungen immer weniger, wurde der Gang zum Amt jedes Mal ein immer schwerer werdender Kampf, vor dem ich irgendwann kapituliert habe. Ich habe die Kraft einfach nicht mehr aufgebracht. So bin ich immer weiter nach außen gerutscht, bis ich mich am Rand wiederfand. Von einer Familie, die jegliche Hoffnung in mich schon sehr früh verloren hat, konnte ich nicht wirklich etwas erwarten.

Außerdem haben die genug mit ihren eigenen Problemen zu tun. Der Zusammenhalt zwischen uns, die wir ähnlich sind, ist ohnehin größer. In keiner Situation meines Lebens habe ich so gute und loyale Freunde getroffen wie jetzt auf der Straße. Wenn einem nichts mehr bleibt, bleibt einem nur der Zusammenhalt. Tagsüber teilen wir uns aber immer auf, wenn zu viele von uns auf einem Fleck sitzen, macht das die Leute unruhig. Ich weiß nicht genau, was sie befürchten, vielleicht, dass wir sie

überfallen könnten. Sitze ich alleine hier, bin ich mit meinen nicht ganz 1,60 m und 45 kg keine große Gefahr für sie. Wem sollte ich schon etwas tun? So lassen sie mich wenigstens in Ruhe hier sitzen und meinen Gedanken nachgehen, was schon immer meine liebste Beschäftigung war.

Da kommt sie wieder. Meine Lieblingskundin des Coffee Shops. Wie immer sieht sie perfekt aus, mit ihrem glänzenden brünetten Haar und ihren strahlend grünen Augen. Immer in Eile, aber immer nett zu mir. Wenn es kalt ist, bringt sie mir Kaffee raus. Geld hat sie immer für mich übrig, mindestens zwei Euro, manchmal auch fünf. Läuft sie an mir vorbei, ist wenigstens die nächste Mahlzeit gesichert. Am schönsten sind aber die Geschichten, die sie für mich parat hat. Nicht, dass sie jemals mit mir geredet hätte, aber ihr Leben stelle ich mir am liebsten vor. Bestimmt hat sie einen attraktiven und intelligenten Mann, der sie verehrt und sich jeden Abend an ihrem charismatischen Lachen erfreut. Was die Arbeit betrifft, würde etwas zu ihr passen, das viel mit Menschen zu tun hat, denn mit denen kann sie hervorragend umgehen. Kaum betritt sie den Coffee Shop, strahlen alle Anwesenden sie an. Etwas an ihr bringt immer das Beste in den Menschen zum Vorschein, das mag ich. Vielleicht ist sie Therapeutin oder Ärztin. Ärztin gefällt mir.

Ich stelle sie mir im weißen Kittel vor, wie sie mit ihrer unvergleichlichen Art ihre Patienten behandelt, berät, tröstet. Bei ihr fühlen sich alle wohl. Selbst diejenigen, die eine schlechte Diagnose bekommen haben, erfahren ein klein wenig Trost in ihrer Art. Natürlich ist sie auch kompetent und weiß immer sofort, was ihren Patienten fehlt. Dadurch vertrauen die Leute ihr noch mehr, als sie es ohnehin schon tun. Ob das so ist? Egal. Für mich ist es so. Sie ist meine nette Ärztin, der ich regelmäßige Mahlzeiten und guten Kaffee zu verdanken habe. Da kommt sie. Ein Lächeln, ein Kaffee, ein Schein und ein „schönen Tag wünsche ich“. Mein Tag ist soeben etwas besser geworden.

Immer noch lächelnd sehe ich ihr nach und bemerke, dass ich nicht die einzige bin. Mein Künstler sitzt im Restaurant gegenüber und sieht ihr ebenfalls hinterher. Ob er tatsächlich Künstler ist, kann ich natürlich nicht wissen, aber er hat immer ein Notizheft und Stifte dabei und kritzelt in jeder freien Minute herum. Vielleicht schreibt er auch. Jedenfalls ist er kreativ und für mich macht er es hauptberuflich. Er bemerkt mich meistens nicht, aber gelegentlich hat er einen guten Tag und dann immerhin ein Lächeln übrig. Ein Lächeln ist schön, das gibt mir das Gefühl, trotz allem akzeptiert zu werden. Selbst wenn es noch so flüchtig ist. Die Menschen in diesem Land lächeln eher selten. Meistens hasten sie eilig mit verkniffenem Gesicht herum und haben Termine. Der Künstler lächelt manchmal und wenn er es tut, stelle ich mir vor, dass ihm an diesem Tag ein besonders gutes Kunstwerk gelungen ist und er seine Freude darüber teilen möchte. Freude teile ich immer gerne, also lächle ich zurück, so schön ich kann. Bemerkt er es? Ich weiß es nicht, aber ich habe den Eindruck, dass er danach immer etwas beschwingter geht. Vielleicht kann ich wenigstens durch mein Lächeln einen kleinen Beitrag leisten. Heute allerdings lächelt der Künstler nicht, er trinkt ein Glas Wein und bearbeitet ganz konzentriert sein Notizbuch.

Vielleicht schreibt er gerade einen Bestseller und braucht alle Energie seiner Gesichtsmuskeln, um die besten Formulierungen aus seinem Gehirn zu ziehen. Da bleibt natürlich nicht mehr viel für Lächeln übrig. Ich hoffe, dass ihm sein Projekt gelingt und ich ihn bald wieder fröhlich sehe.

Mein Blick schweift zur anderen Straßenseite und da sehe ich den General. Ein ganz unangenehmer Typ. Immer grimmig, hat an allem etwas auszusetzen, behandelt alle Verkäufer und Kellner schlecht und sieht mich immer an, als gehöre ich wegradiert. Hoffentlich kommt er heute nicht an mir vorbei. Immer, wenn er mich mit seinem strafenden Blick ansieht, habe ich das Gefühl, noch kleiner zu werden und ganz schnell von hier verschwinden zu müssen. Alle dunklen Wolken erscheinen in seiner Anwesenheit noch dunkler und ich habe den Eindruck, dass sogar die Vögel sich ducken, wenn er die Straße entlangläuft. Bei seinem Stehschritt hören sie alle auf zu singen, vermutlich spüren sie, dass für solchen Kitsch wie Vogelgezwitscher kein Platz in seinem Leben ist und er Vögel sowieso am liebsten gebraten auf seinem Teller sieht. Ich habe Glück. Er und seine finstere Wolke gehen heute in die andere Richtung und ich muss mich keinem finsternen Blick aussetzen, weil ich geschenkten teuren Kaffee trinke. Offensichtlich gehört er zu den Leuten, die der Meinung sind, dass arme Menschen niemals auch nur eine gute Sache haben dürfen. Früher, als ich noch Sozialhilfe bekam, habe ich mir monatelang das Geld vom Mund abgespart, um mir einen warmen Wintermantel zu kaufen. Nur um mir Gerüchte darüber anzuhören, wie jemand, „der so arm ist, sich wohl so einen teuren Mantel leisten kann“. Von Sozialbetrug über Prostitution bis hin zu Drogengeschäften kochte man alles munter in der Gerüchteküche durch, bis ich für die ganze Nachbarschaft eine dealende Nutte, die den Staat bescheißt, war. Allein deshalb, weil ich im Winter nicht frieren wollte und deshalb regelmäßig auf Mahlzeiten verzichtet habe. Der General hätte sich in seiner Verachtung für die wenig erfolgreichen Exemplare unserer Spezies sehr gut mit meinen früheren Nachbarn verstanden. Vielleicht wohnt er sogar dort in der Nähe. Ich stelle ihn mir gern vor, wie er mit Frau Schulz beim Kaffee sitzt und über all die „Schmarotzer“ lästert. Die beiden wären ein gutes Paar. Oh Gott, jetzt habe ich ein Bild von ihnen im Schlafzimmer vor Augen... Das ginge bestimmt sehr militärisch und rhythmisch zu. Themawechsel, dieses Bild muss schnell verschwinden, bevor es sich in mein Gehirn brennt und dort für immer als eklige Narbe zurückbleibt.

Wo kommt dieser Lärm auf einmal her? Ah, ein Strom von Schülern schnellt die Straße entlang. Ist es schon so spät? Tatsächlich, schon vier Uhr. Wieder einen großen Teil eines Tages geschafft. Dank der Geschichten meiner Menschen zieht das Warten sich nicht ganz so unerträglich dahin. Ich sehe in meinen Becher. Zu den fünf Euro meiner Ärztin sind überraschenderweise noch vier weitere in Form einer Menge Kleingeld hinzugekommen. Die ganzen Leute sind mir gar nicht aufgefallen. Morgen muss ich unbedingt aufmerksamer sein. Jedenfalls war heute ein erfolgreicher Tag, wenn es bei den anderen beiden ebenso gut lief, können wir uns ein Abendessen und genügend Alkohol kaufen, um die kalte Nacht zu überstehen. Jetzt muss ich los, sie suchen. Bevor es dunkel wird.